

Vorwort und Danksagung

Dieses Buch handelt von „unmöglichen Subjekten“, die zu kosmopolitischen Pionier_innen wurden. Und es handelt auch von der Verschiebung in den postkolonialen Verhältnissen zwischen der Schweiz und Indien, die zwischen den 1990er und 2010er Jahren stattfand, als sich kapitalistische Strukturen zunehmend dezentralisierten. Das Buch nimmt eine bestimmte Perspektive auf diese machtvollen, vielstimmigen Prozesse ein, die mit sozialem Wandel im Kontext von Migration, Kolonialismus und Globalisierung verbunden sind.

Die ethnografische Forschung zu diesem Buch fand zwischen 2007 und 2014 in einem bestimmten historischen Zeitfenster statt, das einen privilegierten Blick auf das Innenleben dieses sowohl brachialen als auch subtilen Werdens eröffnete:

Während die Wirtschaftskrise Europa – vor allem die südeuropäischen Länder – hart getroffen hatte, vermochte Indien diesen Schock als Wirtschaft mit dem zweitgrößten Wachstum relativ gut zu überstehen. Es waren geradezu Boomjahre in Indien und die wachsende Mittelschicht jubelte voller Stolz, als der britische Film „Slumdog Millionaire“, der in Indien spielt, acht Oscars gewann – unter anderem für die beste Filmmusik des Bollywood-Komponisten A. R. Rahman. Davon wird in diesem Buch noch die Rede sein. Manmohan Singh von der Kongresspartei, der als Finanzminister die Liberalisierungsreform in den 1990er Jahren eingeleitet hatte, war nun Ministerpräsident und konsolidierte den indischen Anspruch wachsender Mittelschichten auf den Kapitalismus – was wiederum die Ungleichheit im Lande verstärkte. Der indische Kapitalismus war aber immer noch im Werden und die Erinnerungen an die Zeiten vor der Liberalisierung – sowie an Werte wie Säkularismus, Gandhi'sche Mäßigung und Nehru'sche Solidarität – lagen noch in der Luft.

Die Schweiz wiederum war von der Wirtschaftskrise nur gestreift worden. Es herrschte zwar – wie generell im „alten Europa“ – Katerstimmung und die rechtspopulistische Schweizerische Volkspartei ging seit 9/11 mit antiislamischen Parolen auf Stimmenfang. Immer noch herrschte eine gewisse Desorientierung nach dem Kalten Krieg, wenn auch der „Krieg gegen den Terror“ und neoliberale Ideologie Halt und Perspektive versprachen. Gleichzeitig wurden die Städte multikultureller und die nationale Schweizer Öffentlichkeit musste sich der Globalisierung

stellen. Während die Populärkultur das indische Bollywood-Kino schon entdeckte hatte, wurden nun auch Staat, Medien, Forschung und Wirtschaft auf die Dynamik Indiens, namentlich auf dessen Märkte aufmerksam. Während die dezentrale Globalisierung dem Schweizer Modernisierungsmodell neue Möglichkeiten eröffnete, irritierte die Präsenz von selbstbewussten indischen IT-Ingenieur_innen und Tourist_innen die gewachsenen postkolonialen Identitäten.

Die Feldforschung in diesem Zeitfenster erlaubte auf den Spuren von „Inder_innen der zweiten Generation“ aus der Schweiz, mehr über das institutionelle und diskursive Werden dieses dezentralen Kapitalismus zu erfahren. Gleichzeitig war es eine Zeit, in der sich für „Inder_innen der zweiten Generation“ aus der Schweiz viele neue Optionen zwischen Assimilation, kommerziellem Multikulturalismus und globaler indischer Moderne eröffneten: Waren Kindheit und Jugend in den 1970er und 1980er Jahren geprägt von Assimilationsdruck und dem Gefühl „zwischen zwei Welten zu leben“, fanden ihre Erfahrungen von kultureller Übersetzung, transnationaler Lebenswelt und Vielstimmigkeit im Kontext der intensiven Globalisierung sowohl in der Schweiz als auch in Indien zunehmend soziale Entsprechung und Anerkennung. Imaginäre Geografien, die zwischen dem „Westen“ und dem „Rest“, zwischen „Nord“ und „Süd“ unterschieden und damit immer auch eurozentrische Kategorien von „Moderne“ und „Tradition“ implizierten, brachen langsam auf, kamen in Bewegung.

Die heutige Zeit ist anders. Die Erinnerung an den 11. September 2001 als Ursprung eines „Kampfes gegen den Terror“ ist verblasst; antiislamischer Rassismus ist heute einfach Realität. Genauso wird Kapitalismus in Indien nicht mehr als Werden wahrgenommen, in einem Land, in dem über 50 Prozent der Bevölkerung nach 1990 geboren sind. Die postkolonialen Verhältnisse sind gekippt und wir leben in einer multipolaren Welt, in der die Dichotomie vom „Westen“ und dem „Rest“ offensichtlich nicht mehr gilt, auch wenn das nicht alle wahrhaben wollen. Der selbstverständliche Revisionismus eines Donald Trump, der unhinterfragte wirtschaftsnationalistische Chauvinismus von Narendra Modi oder der Aufstieg rechtsextremer europäischer Parteien wie der Alternative für Deutschland (AfD) sind in den je lokalen Zusammenhängen Reaktionen auf die Folgen der Dezentralisierung des Kapitalismus. Konnte man ab dem Millenniumswechsel noch zusehen, wie diese reaktionären Prozesse stattfanden, sind sie heute Realität, ohne dass ihr Werden noch einfach erinnert oder infrage gestellt werden könnte. Wenn sich die Zeit zwischen den 1990er Jahre bis in die frühen 2010er Jahren mit der Marx'schen und Engel'schen Wendung „Alles was fest ist, schmilzt in die Luft“ („All that is solid melts into air“) charakterisieren lässt, müssen wir uns heute eher an Gramsci orientieren: „Die alte Welt liegt im Sterben, die neue ist noch nicht geboren: Es ist die Zeit der Monster“. Schien die Zeit zwischen den 1990er und den frühen 2010er Jahre also geprägt von der Entkoppelung und dem Verflüssigen überkommener Strukturen, Diskurse und Imaginationen, hat seither das Arrangement des Neuen, die Institutionalisierung des Kommenden solidere Züge angenommen.

Der genealogische Fokus auf Subjektivierungsprozesse von „Inder_innen der zweiten Generation“ zwischen Assimilation, Exotik und globaler indischer Moderne ermöglicht eine historische Tiefenschärfe, mit der die strukturellen Prozesse hinter den schnell wechselnden politischen Debatten und individuellen Lebenssituationen sichtbar gemacht und analysiert werden können. Damit war die bewusste Entscheidung verbunden, Personen in die Forschung einzubeziehen, die zwischen 30 und 50 Jahren alt sind. Denn in ihren Biografien waren sowohl Erfahrungen der Assimilationspolitik als auch die Erfahrungen der aufkommenden Globalisierung, des indischen Entwicklungsstaates wie der Liberalisierung eingeschrieben, ja gespeichert. Wenn auch die Leben von jugendlichen „Inder_innen der zweiten Generation“ – oder von Jugendlichen der „zweiten Generation“ generell – in der Schweiz sich heute anders abspielen mögen als diejenigen der Protagonist_innen in diesem Buch, so argumentiere ich, dass die historisch-genealogischen Logiken von „Assimilation“, „Exotik“ und „globaler indischer Moderne“ weiterhin wirken, in bestimmten Konfigurationen der Gleichzeitigkeit und individuellen Überlappung.

Nicht nur ist der Gegenstand dieses Buches das Werden, auch der ethnografische Forschungsprozess, auf dem es basiert, ist davon geprägt sowie die darin involvierten Personen. In den lehrreichen Wanderjahren der Forschung habe ich in unzähligen Begegnungen, Gesprächen und Momenten zwischen Europa und Asien inspirierende Menschen getroffen, von denen ich gelernt habe, Wissenschaftler zu sein, das heißt wissenschaftlich zu schreiben und zu sprechen. Ich habe aber gleichzeitig eine soziale Position in einer postkolonialen Welt gefunden sowie eine kosmopolitische Ethik entwickeln können.

Ich möchte zu allererst den Personen hinter den Pseudonymen Aftab, Akash, Anil, Asha, Gayatri, Jasmin, Maya, Raj, Sonia, Sunil, Sushma und Tara danken, die die Protagonist_innen dieses Buches sind. Auch Dutzenden anderen „Inder_innen der zweiten Generation“ möchte ich danken, die zu den Erkenntnissen in diesem Buch beigetragen haben, auch wenn sie aus dramaturgischen Gründen nicht als Vorbilder für Figuren in diesem Buch dienten. Sie alle haben ihre Zeit, ihre Geschichten, ihre Erinnerungen – und zum Teil auch Unsicherheiten – mit mir geteilt. Einige von ihnen haben mir zudem auf gemeinsamen Reisen, Abenteuern, Festen oder Mittagessen tiefere Einblicke in ihre Lebenswelten, in ihre Familien, ihren Arbeitsalltag, ihre Freizeit und in ihre persönlichen Aspirationen gewährt. Mir ist bewusst, dass die Teilnahme an einer ethnografischen Forschung gerade für Menschen, die als (undefinierbare) Grenzgänger_innen oder gar als „Fremde“ früh gelernt hatten, ihre Innenwelt vor äußerlichen Zugriffen und Zuschreibungen zu schützen, nicht selbstverständlich ist – geschweige denn ein risikofreies Unterfangen. Es bedeutete eine Auseinandersetzung mit Routinen und Selbstbildern, mit Bewältigungsstrategien, Tabus, ja in einigen Fällen auch Traumata. Ich hoffe, ich bin mit dem Vertrauen, das mir entgegengebracht wurde, behutsam umgegangen. Ansonsten möchte ich mich entschuldigen. Ich hoffe zudem, dass meine

Gesprächspartner_innen vom Austausch über Fremdsein und Transnationalität, über Assimilation und Exotik sowie über Gott und die Welt auch profitieren konnten – so wie ich. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass die Figuren in diesem Buch insofern „fiktiv“ sind, als ihnen zwar bestimmte Personen als Vorbilder dienten, aber ich keinen Anspruch darauf erhebe, die Wahrheit über die dahinterstehenden Personen zu schreiben. Gegenstand dieses Buches sind nicht diese Personen selbst, sondern die Subjektivierungsprozesse, die sie prägen und die ich anhand der Charaktere dieser Ethnografie gemäß wissenschaftlicher Regeln analysiere und beschreibe. Dabei ist die ethnografische Sicht eine andere als eine von Freunden, Eltern oder gar die eigene auf sich selbst. Und natürlich ist die hier präsentierte Perspektive nicht abschließend, sondern unbedingt offen für Diskussion und Kritik.

In den ethnografischen Begegnungen haben mich besonders diejenigen Bezeugungen von einigen Gesprächspartner_innen berührt, dass sie während der Forschung über gewisse (gute oder schlechte) Erfahrungen in ihrer Biografie zum ersten Mal gesprochen haben respektive etwas über sich selbst und die Welt, in der wir leben, gelernt haben. Dies erhoffe ich mir auch von diesem Buch. Die Stimmen, Erfahrungen und Geschichten in dieser Ethnografie sind Teil der Wirklichkeit, ein Teil eines unterschwelligen Archivs von Wissen, von (Gegen-)Geschichten und von Utopien, die jedoch nur zu oft unter dem machtvollen Common Sense des „Eigenen“ und des „Anderen“ verborgen liegen. Dies gilt sowohl in den nationalen Öffentlichkeiten in der Schweiz und in Indien als auch in institutionellen Teil- und Suböffentlichkeiten wie in Unternehmen, Familien oder Vereinen.

Ziel dieser Ethnografie ist es, diesen Stimmen Gehör zu verschaffen, nicht weil sie per se wahr oder authentisch wären, sondern weil sie als gespeicherte Erfahrungen Teil der sozialen und politischen Wirklichkeit sind, aber in deren Konstruktion kaum anerkannt werden, geschweige denn adäquat daran teilhaben. Ich würde sogar behaupten, dass diese und andere Stimmen, gerade weil sie sich an Rändern und in Zwischenräumen der Gesellschaft entwickelt haben, einen kritische Perspektive auf die Normen und Strukturen werfen, die uns tagtäglich dominieren sowie Ungerechtigkeit hervorbringen und Freiheit verhindern.

Bedanken möchte ich mich auch bei meinen Kolleg_innen des Universitären Forschungsschwerpunkt (UFSP) Asien und Europa der Universität Zürich, mit denen ich das Graduiertenkolleg von 2007 bis 2010 bestritten habe, sowie bei den Fachvertreter_innen, die uns ein spannendes Programm geboten haben. Gemeinsam mit ihnen habe ich erfahren, dass interdisziplinäre Forschungszusammenhänge einen wichtigen intellektuellen Nährboden bieten, und auch, dass Wissenschaft ein Beruf ist. Die vielen Debatten zu „multiplen Modernen“ oder „kultureller Übersetzung“ mit Sinolog_innen, Historiker_innen oder Archäolog_innen sind zweifellos in diese Ethnografie eingeflossen. Mit einer gewissen Nostalgie denke ich an die intellektuelle Kultur am Lehrstuhl Randeria des Ethnologischen Seminars der Universität Zürich zwischen 2007 und 2014 zurück, in

der ich vom Soziologiestudenten zum Sozialanthropologen wurde. In Kolloquien, Kaffeepausen, Seminaren und Retreats habe ich die postkoloniale Imagination, das ethnografische Handwerk und die theoretische Innovation kennengelernt, die die Sozialanthropologie als Disziplin und Ethik in unserer globalen Ära unersetzlich macht. Die Erfahrung des kritischen Austausches mit Gerhard Anders, Carlo Caduff, Anila Daulatzai, Evangelos Karagiannis, Tobias Rees, Stefanie Strulik, Roger Begrich, Nikolas Kosmatopoulos, Claudia Nef, Juliane Neuhaus, Matthäus Rest und mit den vielen anderen Studierenden, Doktorand_innen, Assistent_innen und internationalen Gästen am Lehrstuhl bleibt mir unvergessen und ist wohl der Hauptgrund, warum ich mich heute als Anthropologe bezeichnen kann.

Während mehrerer akademischer Gastaufenthalte, auf Kongressen und in Seminaren konnte ich meine Gedanken und Texte im Austausch mit vielen wunderbaren Forscher_innen schärfen. Besonders wichtig für das Verständnis einer rassismuskritischen Migrationsforschung in der Anfangszeit der Forschung waren die intensiven Gespräche mit Paul Mecheril, Urmila Goel und Michael Bommers sowie später mit Manuela Bojadžijev, Naika Foroutan, Kien Nghi Ha, Regina Römhild und Vassilis Tsianos. Ich möchte mich auch bei meinen Kolleg_innen aus dem informellen Forschungsnetzwerk zur postkolonialen Schweiz danken, namentlich Bernhard Schär, Francesca Falk, Barbara Lüthi, Res Zangger und vor allem Patricia Purtschert. Am Max-Planck-Institut in Göttingen hatte ich das Glück, inspirierende Gespräche mit Boris Nieswand, Ayse Caglar und Peter van der Veer zu führen. Aus der Feldforschung in Indien wird der Austausch mit Daniel Naujoks und Helen Schwenken rund um die Feierlichkeiten des Indischen Diasporatags 2010 in New Delhi unvergessen bleiben. Ich danke auch Patricia Uberoi, Rajni Palriwala, Ravi Sundaram und Meenakshi Thapan, dass sie für die Diskussion meiner Forschung ihre wertvolle Zeit geopfert haben.

Mein ganz herzlicher Dank richtet sich an meine „Doktormütter“ Shalini Randeria und Claudia Honegger, die mir Geist und Handwerk sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung vermittelt haben. Sie haben mich stets auf meinen intellektuellen Irrwegen unterstützt – mit dem Wissen, dass eigenständige intuitive Entscheidungen grundlegende Bedingungen für solide Forschung, kritisches Denken und gutes Leben sind. Mit der Unterstützung von Claudia Honegger habe ich mich eigenwillig in die Gefilde der postkolonialen Studien „aufgemacht“, die heute meine intellektuelle Heimat geworden sind. Shalini Randeria hatte mich gleich beim ersten Gespräch überzeugt, dass die ethnografische Methode und die Anthropologie notwendig waren für meine Forschungsinteressen, und mir dadurch gleichzeitig den Zugang zu einer intellektuell-affektiven Haltung erlaubt, um in einer postkolonialen Welt engagiert zu sein.

Auch viele Erfahrungen seit dem Abschluss der Dissertation haben sich produktiv in diesem Buch niedergeschlagen. Ich danke dem Team und der Community des nccr – on the move an der Universität Neuchâtel, und insbesondere dem Direktor Gianni D'Amato, für die zwei Jahre als Scientific Officer, die mir

erlaubt haben, meine Kenntnisse der internationalen Migrations- und Mobilitätsforschung zu erweitern. Besonders wichtig für den Geist dieses Buches war zudem meine Involvierung in ein wachsendes Netzwerk von Forschenden, Aktivist_innen und Kulturschaffenden zu einem großen Teil – aber nicht nur – mit Migrationshintergrund und *of color*, das in den letzten Jahren rassismuskritische und postmigrantische Debatten in der Schweiz lanciert hat. Die Mitwirkung an Projekten wie „Die Ganze Welt in Zürich“ zu Urban Citizenship sowie an „Laugh Up. Stand Up! Rassismuskritisches Humorfestival“ in der Shedhalle Zürich, am Berner Rassismusstammtisch, am *Salon Bastarde* in Zürich oder am postmigrantischen Think & Act Tank Institut Neue Schweiz bewiesen mir nicht nur die gesellschaftliche Relevanz akademischer Forschung, sondern auch das große Potenzial von migrantischem und postkolonialem Gegenwissen für eine gerechte, gesellschaftliche Transformation. Neben den vielen Mitstreiter_innen möchte ich ganz besonders Katharina Morawek, Kijan Espahangizi, Noémi Michel, Said Adrus und Tarek Naguib danken, die meine Perspektive auf die machtvolle Praxis von Wissensproduktion an den Schnittstellen von Forschung, Politik und Kultur maßgeblich verändert haben.

Die Zeit seit dem Beginn der Forschung 2007 waren nicht nur wissenschaftliche Lehrjahre sondern, auch private. Unterstützt auf diesem Weg haben mich stets meine Eltern und mein Bruder sowie meine Verwandten in Indien, in den USA, Grossbritannien und Hong Kong. Meine „Migrationsfamilie“ war meine erste Heimat, wenn sie auch im Kontext von Assimilation als extritoriales Gebiet galt. In ihr habe ich die ersten Erfahrungen von kultureller Übersetzung, von Fremdsein und von kosmopolitischer Selbstsorge gemacht; Themen, die dieses Buch behandelt und die mich und diese heutige Welt weiterhin prägen. So gesehen ist dieses Buch auch Ausdruck meiner eigenen Aspiration eines guten Lebens zwischen Assimilation, Exotik und globaler indischer Moderne.

Der allergrößte Dank geht an Bea Glaser und meine Töchter Mina und Rani, die mich während dieser Zeit nicht nur stets inspiriert haben, sondern auch erduldet. Sie zeigen mir durch Kritik, Geduld, Liebe und viel Spaß, worum es in einem guten Leben gehen muss.

Schließlich möchte meiner Lektorin Anna E. Wilkens und dem Grafiker Roland Regner danken, die dem Rohmaterial sprachlich und visuell den notwendigen Schliff verpasst haben und ohne deren geduldige und engagierte Arbeit dieses Buch nie zustande gekommen wäre.